

drei Formen von Bibelhandschriften unterschiedliche exegetische Konzeptionen realisieren; besonders hilfreich ist das vollständige Verzeichnis (431–432) der heute erhaltenen *Bibles moralisées*. Der reiche Aufsatz von *Antonio Manfredi*, *Manoscritti biblici nelle biblioteche umanistiche tra Firenze e Roma. Una prima ricognizione* (459–501) beugt sich auf die Spur der Bibelhandschriften in der Florentiner Bibliothek von San Marco und in der Vatikanischen Bibliothek. Besonders die Bibeln der Gelehrten des italienischen Humanismus des 15. Jhdts. haben ihren Weg in die genannten Sammlungen gefunden. Nicht zuletzt das spätmittelalterlich-frühneuzeitliche Papsttum lässt im Spiegel der Humanistenbibeln und ihrer bibliothekarischen Erhaltung einen neuen Bezug zur Heiligen Schrift erkennen: Die Sorge um den klassischen, guten Text verbindet sich mit dem Interesse an exegetischer Arbeit und kunstvoller Präsentation.

Dem Bd. sind das Verzeichnis der Tafeln (507–508) beigegeben sowie ein äußerst nützlich und weiterführendes Register der Handschriften (509–541) und der Personen und Orte (543–562).

Diese Sammelpublikation hat monographischen Rang nicht allein der konzeptionellen Kohärenz der Beiträge wegen, sondern auch aufgrund ihrer gemeinsamen wissenschaftlichen Qualität. Dem Herausgeber sei deshalb aufrichtig gedankt für den Dienst, den er mit seinem Werk leistet. Herzlichen Glückwunsch!

R. BERNDT S. J.

FRANKEMÖLLE, HUBERT, *Das jüdische Neue Testament und der christliche Glaube. Grundlagenwissen für den jüdisch-christlichen Dialog*. Stuttgart: Kohlhammer 2009. 256 S., ISBN 978-3-17-020870-4.

Der Verf., inzwischen emeritierter Professor der Exegese des Neuen Testaments an der Universität-Gesamthochschule Paderborn, gilt als guter Kenner des Judentums zur Zeit des Neuen Testaments und der Beziehung zwischen Judentum und Christentums seit dieser Zeit. Bekannt ist sein zweibändiger Kommentar „Matthäus“ (Düsseldorf 1994–97); doch gibt es daneben weitere Buchveröffentlichungen und Artikel sowie seine Mitarbeit am institutionellen jüdisch-christlichen Dialog.

Den Ausgangspunkt des vorliegenden Bds. bildet die Beobachtung, dass es auch mehr als fünfzig Jahre nach der Verabschiedung der Erklärung des Zweiten Vatikanischen Konzils „*Nostra Aetate*“ (1965) mit dem Abschnitt 4 über das Verhältnis der katholischen Kirche zum Judentum noch nicht gelungen ist, dem grundsätzlichen Wandel in dieser Beziehung überall, bis in die Gemeindearbeit hinein, Geltung zu verschaffen. Dabei spielt die Interpretation des Neuen Testaments keine geringe Rolle. Soll man es im Lichte der altkirchlichen Konzilien mit ihren Wesensaussagen über Jesus Christus lesen (wie noch jüngst im Jesus-Buch des Papstes, aber auch bei dem jüdischen Autor Jakob Neusner, dazu 23–26) oder eher als ein Dokument jüdischer oder vom Judentum geprägter Autoren, die ihren Glauben an Jesus in den Denkkategorien ihrer jüdischen Herkunft zum Ausdruck bringen? Diese spannende, hochaktuelle Frage bildet den Ausgangspunkt des Buchs von H. Frankemölle (= F.).

Die Antwort wird vom Verf. in verschiedenen Schritten entfaltet. Zunächst wird festgestellt und belegt, dass Jesus selbst ins Judentum gehört. Darüber sind sich die Erforscher der Quellenlage wie die Teilnehmer am heutigen christlich-jüdischen Dialog einig. Im Zentrum seiner Verkündigung steht nicht er selbst, sondern die von ihm angekündigte „Herrschaft Gottes“, ein nachexilisches jüdisches Thema. Freilich ist das Kommen dieser Gottesherrschaft an Jesu eigenes Kommen gebunden, und hier liegt dann der Ansatzpunkt für christologische Entfaltungen bis hin zum Glauben an Jesus. Innerhalb des vielfältigen Judentums seiner Zeit steht Jesus (wie später Paulus) der pharisäischen Richtung am nächsten. Freilich muss dabei beachtet werden, dass es um diese Zeit (noch) kein einheitliches oder normatives Judentum gibt, wie es allenfalls nach der Zerstörung des Tempels 70 n. Chr. und der Errichtung des jüdischen Lehrhauses in Jamnia in den folgenden Jahrzehnten schrittweise entsteht.

Ähnlich vielfältig wie die Formen des Judentums im 1. Jhd. sind auch die Ausgänge der Heiligen Schrift. Damit ist gemeint, dass es zur Zeit der Entstehung der neutestamentlichen Schriften weder einen allgemein anerkannten Kanon Heiliger Schriften Israels noch eine einheitliche Sammlung gab. Die beiden Grundformen sind die hebräisch-aramäische

und die griechische Schriftüberlieferung. Die christlichen Schriften des Neuen Testaments stehen der griechisch-jüdischen Tradition näher, setzen aber noch kein fertiges „Altes Testament“ voraus. Dieser Ausdruck selbst ist seinerseits noch einmal christlich.

In einem langen Hauptteil stellt F. „vielfältige Antworten im jüdischen Neuen Testament“ dar. Zentral bleibt das Bekenntnis zu dem einen Gott. Alle Aussagen über Jesus sind auf Gott als Handelnden ausgerichtet, insbesondere natürlich die Verkündigung Jesu als des von Gott Auferweckten. Gott steht auch hinter Leiden und Tod Jesu als der, ohne dessen Willen nichts geschieht. Er ist der Schöpfer aller Dinge und der Ursprung allen Heils. Selbst der Jesusname („JHWH ist Rettung“) und die christologischen Hoheitstitel verweisen auf Gott, den „Herrn“ und „Retter“. Die parallele Verwendung gerade des „Retter“-Titels im römischen Kaiserkult schwächt diese Beobachtung nicht ab. Die griechische Bibel bereitet den Gedanken der Präexistenz des „Herrn“ vor, u. a. durch die Annahme von göttlichen „Hypostasen“. F. betont deren Zugehörigkeit zu Gott als dessen „Wirkweisen“. Die Dogmenentwicklung sollte freilich rasch zu einer wesenhaften Sicht der „Hypostase“ Jesu kommen. Diese Entwicklung wird vom Verf. im Schlusskap. kurz skizziert. Sie führte zur endgültigen Trennung von Judentum und Christentum. Zuvor behandelt ein längerer Abschnitt die Frage: „Auflösung des Monotheismus im NT? Zur monotheistischen Grundstruktur ntl Glaubens.“ Dabei spielen vor allem die paulinischen Briefe eine wichtige Rolle. Paulus hält nach dem Verf. unbedingt an dem Glauben Israels an den einen Gott fest. Alle christologischen Aussagen nehmen darauf Rücksicht. Dies wird heute auch zunehmend von jüdischer Seite aus gesehen und im jüdisch-christlichen Dialog vorausgesetzt.

Die hier vorgelegte Sicht des Neuen Testaments als Dokument des zu seiner Zeit vielfältigen Judentums besticht durch ihre Einfachheit und Klarheit sowie durch die Fülle der beigebrachten Belege. Trotz seiner Abfassung vom ersten bis zum letzten Buchstaben auf Griechisch kann das Neue Testament als Ausdruck einer neuen, sich auf Jesus berufenden Form des Judentums gelesen werden, die sich in die Vielfalt des Spektrums jüdischer Richtungen im 1. Jhdt. n. Chr. einordnet. Die Wahrnehmung des Christentums als eigener Religion kam wohl eher von außen, d. h. aus römischer Sicht. Die Entwicklung von Lehre und Kult verlief wohl eher schrittweise, ohne radikalen Bruch. Daraus ergibt sich die Schwierigkeit, für die Trennung von Kirche und Synagoge einen genauen Zeitpunkt zu nennen. Nach dem Verf. wäre der späteste Zeitpunkt die Formulierung des christlichen Glaubens in der Sprache der griechischen Kirchenväter und der altkirchlichen Konzilien.

Im Rückblick stellen sich einige Fragen für einen weiter gehenden Dialog. Auf S. 167 wird die jungfräuliche Herkunft Jesu vor allem mit Verweis auf den jüdischen Gedanken der Schöpfung aus dem Nichts erklärt. Mit Recht wird auf die Vorlage alttestamentlicher Geschichten von der Ankündigung einer wunderbaren Geburt hingewiesen. Doch wird man hier wohl auch mit dem Einfluss nichtbiblischer Parallelen aus dem hellenistischen Kulturraum zu rechnen haben. Vergleichbares gilt von dem christologischen Titel „Sohn Gottes“ (178), für den nicht nur jüdische, sondern auch griechisch-römische Parallelen genannt werden können.

In einem langen Exkurs widmet sich der Verf. der Frage nach „Philo als Deuter der Gotteswirklichkeit“ (194–202), was dann auf den Johannesprolog (202–207) angewendet wird. Mit Recht hebt F. die Bedeutung der Gottes- und Logoslehre Philos für das Verständnis des Johannesevangeliums und insbesondere des Johannesprologs hervor. Freilich zieht die heutige Johannesforschung daraus nicht den Schluss, eine literarische Abhängigkeit des Vierten Evangeliums von Philo anzunehmen. Bei F. heißt es auf S. 202: „Wie mehrfach angedeutet, waren es neben der jüdisch-griechischen Weisheitsliteratur in den griechischen heiligen Schriften Israels auch die Schriften Philos von Alexandrien, die Anstöße zu einer vertieften mythologischen Reflexion lieferten. Unbestritten ist dies im Schöpfungsmittler- und Inkarnationslied in Joh 1, 1–16 der Fall.“ Besser würde man hier wohl von jüdisch-hellenistischen Logospekulationen sprechen, wie sie bei Philo belegt sind. Die Existenz eines vorjohanneischen Logosliedes in Joh 1, 1–16 ist dabei heute nicht mehr so unumstritten.

Weiterer Diskussionsbedarf meldet sich auch bei dem von F. häufig verwendeten Begriff der „Hypostase“ an. Er wird auf S. 187 von F. eingeführt in einem Abschnitt „Die

Präexistenz der Wirkweisen (= Hypostasen) Gottes“, und im Sinne solcher „Wirkweisen“ ist dann im Folgenden auch von den „Hypostasen“ im hellenistischen Judentum, aber auch in ihrer Anwendung auf die Rede von der Präexistenz Jesu nach dem NT die Rede (vgl. 211, 224, 231, 233, 236). Blicke es bei einer Deutung Jesu als „Wirkweise“ Gottes, so wäre die Gefahr des Modalismus gegeben, der im Sohn nur eine Erscheinungsweise des Vaters sieht. Mit Recht zitiert Verf. den jüdischen Autor D. Flusser, der hierzu schreibt: „Jesu Erfahrung der göttlichen Sohnschaft wurde mit dem jüdischen Konzept der Prä-Existenz des Messias verknüpft, und dies ebnete den Gedanken, dass Christus gleichzeitig göttlichen Wesens (eine Hypostase Gottes) ist, als ‚der Sohn der Abglanz der Herrlichkeit Gottes und das Ebenbild des göttlichen Wesens ist und alle Dinge durch sein kräftiges Wort trägt‘ und dass Gott durch ihn die Welt geschaffen hat (Hebr 1,2–3)“ (228). Für F. steht das Verständnis von der Hypostase als Person erst am Ende einer langen Entwicklung, die zu den altkirchlichen Konzilien und zur endgültigen Trennung der Kirche vom Judentum hinführt (vgl. 234).

Bei einer wünschenswerten Neuaufgabe könnten auch einige Versehen korrigiert werden, wie die Zahl der echten Paulusbrieve (11), die Rede von „heiligen Schriften“ in Aramäisch, die Jesus gelesen haben soll (31), die Textformatierung auf S. 51 sowie die Hinrichtung Jakobus des Älteren unter Herodes Antipas statt Herodes Agrippa I. (98). Jesu Zuwendung zu den Samaritanern basiert in Joh 4,4–42 wohl auf einer literarischen, aber nicht sicher historisch belegten Grundlage (100). Zu den Belegen des Hauptgebots Israels bei Johannes kann man auch Joh 5,42.44 zählen (132). Dass der Verf. des Hebr auf Melchisedek in 11QMelch zurückgreifen konnte (166), wird heute eher bestritten. All dies schmälert nicht das Verdienst eines lesenswerten Beitrags zum „jüdischen Neuen Testament“. Er eignet sich nicht nur für die Einzellektüre, sondern auch für die Arbeit in Bibelkreisen und jüdisch-christlichen Gesprächsgruppen. J. BEUTLER S. J.

SAINT AUGUSTIN, sous la direction de *Maxence Caron*. Avec deux textes inédits en français de Joseph Ratzinger – Benoît XVI et une œuvre de saint Augustin (Les Cahiers d’Histoire de la Philosophie). Paris: Les Editions du Cerf 2009. 660 S., ISBN 978-2-204-08058-3.

Wer neugierig ist und wissen will, was sich tatsächlich hinter dem Slogan verbirgt, Augustinus (= A.) sei en vogue, vor allem auch unter Philosophen, der greife zu vorliegenden Neuerscheinungen. Sie dokumentiert, mit Ausnahme von zwei älteren Beiträgen aus der Feder von Joseph Ratzinger (Originalität und Überlieferung in Augustinus Begriff *confessio*, in: REAug 3 [1957] 375–392; Herkunft und Sinn der Civitas-Lehre Augustinus. Begegnung und Auseinandersetzung mit Wilhelm Kamlah, in: Augustinus-Magister, Paris 1954, II, 965–979), welche augustianischen Themen und Fragestellungen hauptsächlich französische Philosophen, wiederum hauptsächlich in staatlichen philosophischen Fakultäten tätig, derzeit diskutieren. Verantwortlicher Herausgeber der Veröffentlichung ist Maxence Caron, Jahrgang 1976, „professeur agrégé de philosophie, docteur ès Lettres, lauréat de l’Académie française“ für sein Werk ‚Heidegger – Pensée de l’être et origine de la subjectivité‘ (Paris 2005, 1760 Seiten). Caron ist auch Leiter der jüngst gegründeten ‚Cahiers d’Histoire de la Philosophie‘ des Verlags Cerf, in denen bisher Bde. über Hegel, Heidegger, Husserl und Kant erschienen und elf weitere über bekannte Philosophen angekündigt sind. – In seinem Vorwort schraubt der Herausgeber die Erwartungen sehr hoch, heißt es hier doch, man wolle mit der vorliegenden Veröffentlichung zwei Klippen umschiffen, einerseits Beiträge vorzulegen, wie sie außerhalb der Universität produziert werden, „Übersetzungen bzw. wenig seriöse Arbeiten“, andererseits „exegetische Studien“, wie sie in den Universitäten entstehen, die jedoch von „besorgniserregender intellektueller Wirkungslosigkeit“ sind. Etwas verwundert ist man über die Ankündigung des Vorworts, der Bd. enthalte einen „heute unauffindbaren Text“ des hl. A., handelt es sich hier doch um das bekannte und in allen größeren Werkausgaben zugängliche *De fide rerum invisibilium* (Corpus Christianorum. Series Latina 4, 1–11), das ins Englische, Deutsche, Spanische und natürlich auch, sogar mehrmals, ins Französische übersetzt wurde. – Der Bd. setzt ein mit dem ersten oben genannten Aufsatz von *Joseph Ratzinger* (9–36), es folgt eine Einleitung in die Psalterhomilien (37–51)